



**Elias Gottstein**

**Die  
Verschwörung  
der Zeichen**

**καδμος**



Elias Gottstein  
Die Verschwörung der Zeichen



Elias Gottstein

# **Die Verschwörung der Zeichen**

Kulturverlag Kadmos Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,

Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und

Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2023, Kulturverlag Kadmos Berlin.

Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: [www.kulturverlag-kadmos.de](http://www.kulturverlag-kadmos.de)

Umschlaggestaltung: Elias Gottstein und readymade, Berlin

Gestaltung und Satz: readymade, Berlin

Druck: Booksfactory

Printed in EU

ISBN: 978-3-86599-536-0

# Inhalt

<b>I</b>	<b>Zurück in die Zeichen</b>	7
	Vom Geschichte-Schreiben	9
	Die Macht der Schrift	15
	Geldzeichen	19
	Zeichen der Zeit	21
<b>II</b>	<b>Die zwei Reaktionen auf die Verschwörung</b>	23
	1. Reaktion: Utopismus	24
	2. Reaktion: Fundamentalismus	25
	Autorität vs. Autonomie	29
	Vereinheitlichung	36
<b>III</b>	<b>Tauschen oder Teilen</b>	39
	Die Gabe	39
	Die Verschleierung der Gegenseitigkeit	46
	Antikapitalistische Nächstenliebe	56
	Einsame Erotik	58
	Entfremdung und Freiheit	60
<b>IV</b>	<b>Die Gabe im Geld</b>	67
	Die Logik der Gabe im Geld	74
	Gabe und Geldschöpfung	82
	Der wachsende Kuchen	84
	Geld und Commons	87
<b>V</b>	<b>Rache und Rechtsstaat</b>	95
	Die Rache	97
	Das Verschwinden der Rache	99
	Schriftkultur und Strafmaß	105
	Die Betroffenen	106

Absicht und Motiv	107
Batman, der Staatsmann	110
<b>VI Geschlechterrollen</b>	115
Die Erfindung der Geschlechterrollen	116
Emanzipation	120
<b>VII Philosophie</b>	131
Philosophischer Utopismus	131
Philosophischer Fundamentalismus	142
<b>VIII Neue Medien, Neue Philosophie</b>	147
Dystopisches Potenzial	156
Utopisches Potenzial	165
Neue Philosophie	172
Die Errettung der Wirklichkeit	173
Netzwerke und Sinnfelder	178
<b>IX Kunst und die Zeugung des Menschen</b>	185
<b>X Erlösung: Der Fall Meese</b>	199
<b>Literaturverzeichnis</b>	207

# I

## Zurück in die Zeichen

Die Zeichen haben sich verschworen. Jahrtausendlang dachte ein Großteil der Menschheit, die Welt wäre in zwei Bereiche geteilt: in einen geistigen und einen materiellen, in Himmel und Erde. Doch diese Vorstellung ist uns nicht angeboren, sie wurde unbemerkt von abstrakten Zeichen ins menschliche Weltbild implementiert. Genau genommen entsprang sie der eindrucklichen Erfahrung von Schrift und Geld, die allem Anschein nach Inhalte und Werte vom menschlichen Körper und der Materie lösen und doch enormen Einfluss auf ebendiese Körper und die Materie nehmen konnten. Gedanken ließen sich plötzlich auf dem Papier betrachten und verewigen, abstrakte (Geld-)Zeichen in handfeste Waren und Leistungen eintauschen. Schrift und Geld legten daher eine Unterscheidung von Zeichen und Bezeichnetem, von Schein und Sein, von Idee und Substanz nahe und vertieften auf diese Weise den Spalt zwischen Kultur und Natur zu einem schier unüberbrückbaren Abgrund: In der Schrift (wie auch in anderen Kunsttechniken) schien eine Macht zum Ausdruck zu kommen, der gegenüber die Natur wild, vergänglich und in diesem Sinne unterlegen wirkte.

Alle Religionen, die zur Zeit der Verbreitung von Schrift und Geld aufkamen, haben diese Trennung von Geist und Materie übernommen. Immer wieder wurde sie auch zur Rechtfertigung von Unterdrückung genutzt: Frauen, Schwarze, Prekarisierte, andere Menschengruppen, Tiere oder ›die Natur‹ generell wurden jeweils auf der ›minderwertigen‹ Seite verortet, als ›geistig minderbemittelt‹ oder wie im Fall der Juden als ›vergeistigt‹ und ›bodenlos‹ verurteilt.

Auch in wirtschaftlichen und politischen Theorien lässt sich die Zweiteilung wiederfinden, sie zeigt sich in der (moralischen) Gegenüberstellung von natürlichem Teilen vs. künstlichem Tauschen, emotionaler Liebe vs. rationalem Kommerz, wilder Rache vs. sach-

lichem Rechtsstaat. Und ebenso in der Philosophie, im dualistischen Gegenüber von Idealismus (der Geist bringt die äußere Wirklichkeit erst hervor) und Materialismus (der Geist ist nur ein Hirngespinnst biologischer Körper bzw. einer bestimmten Anordnung von Teilchen).

All diese Zweiteilungen führen dazu, dass wichtige Teile der Realität verschleiert werden und Gesellschaft und Welt, Wirtschaft und Geld unverstanden bleiben. Doch selten stand diese Zweifaltigkeit so sehr in Frage wie heute:

Neue Realist\*innen wollen nicht länger die Hälfte aller Erscheinungen als Illusionen abtun und aus der Wirklichkeit ausschließen. Statt getrennter Welten mit mehr oder weniger wirklichen Dingen entwickeln sie Theorien, die eher mit Netzwerken verschiedener Wirklichkeitsformen vergleichbar sind. Dass die Philosophie sich aber ausgerechnet heute, in einer Zeit der alles dominierenden Netzwerke und der audio-visuellen Medien, die Schriftlichkeit und Sinnlichkeit kombinieren, erneuert, ist kein Zufall. Auch die Auflösung der binären Geschlechterordnung geschieht nicht ohne Grund in der Gegenwart. Wieder sind es die medialen und technischen Veränderungen, die das menschliche Zusammenleben prägen und damit auch unsere Art zu denken und das, was wir über uns und die Welt für wahr halten.

Immer deutlicher wird es, dass die Wirklichkeit nicht nur auf zwei Seinsweisen, sondern auf vielfältigen Verbindungen und Differenzen basiert und auf einem Phänomen, das als ›Logik der Gabe‹ langsam immer bekannter wird.<sup>1</sup>

Das vorliegende Buch ist ein Versuch, die tiefen strukturellen Hintergründe zusammenzutragen, die vielen weltanschaulichen Mustern kaum merklich zugrunde liegen, und die Folgen und Potenziale der technischen und sozialen Veränderungen für das Zusammenleben auszuloten.

Es wird zu zeigen sein, dass Geld ein Medium der Gabe ist, die Religion ein Produkt der Schrift, der Rechtsstaat nach der Logik der Rache funktioniert und die neuen Medien eine neue Philosophie hervorgebracht haben.

Jedes Kapitel zeichnet dabei einen Faden im Netzwerk der Verschwörung nach, durch das die Lesenden klettern können: beginnend

1 Mehr zur Logik der Gabe im Kapitel III.

mit ihren Intrigen in politischen Strömungen (Kapitel II), ihrer Korruption wirtschaftlicher Systeme (Kap. III–V), fortgeführt in ihrer Manipulation der Geschlechterordnung (Kap. VI), und bald dem Zentrum des Netzes nahekommend: der Unterwanderung von Religion und Philosophie (Kap. VII) – auch der Gegenwärtigen (Kap. VIII), um schließlich zum Initiator der Verschwörung selbst vorzudringen: der Kunst (Kap. IX). Die folgenden Zeilen sind also tatsächlich eine Art philosophische ›Verschwörungstheorie‹: eine Theorie zum ›heimlichen‹ Wirken der Zeichen. (Vielleicht ist ja etwas Wahres dran.)

## Vom Geschichte-Schreiben

Was wir denken, wie wir sprechen und wie wir miteinander umgehen, ist geprägt von dem, was wir für wahr halten: von Weltanschauungen, Überzeugungen, Mythen und Märchen. Sie können uns erheitern und dem Leben einen Sinn geben, uns aber auch in tiefe Hoffnungslosigkeit und geistige Leere stürzen. Die Geschichten, die wir uns erzählen, haben eine enorme Wirkung auf unser Leben. Samira El Ouassil und Friedemann Karig beschreiben diese Wirkung in ihrem spannenden Buch *Erzählende Affen*. Darin gehen sie vor allem auf die weltweit wiederkehrenden Strukturen der Geschichten und auf die ihnen zugrunde liegenden Narrative ein,<sup>2</sup> aber auch auf einige Mythen und »Märchen für Erwachsene«, die tragischerweise für wahr gehalten werden. Zum Beispiel: Geschlechterrollen, Rassenideologien<sup>3</sup>, marktradikale Mythen<sup>4</sup> oder manipulative Begriffe wie

2 Sie beziehen sich in ihrem Buch auf die Feststellung des Mythenforschers Joseph Campbell, dass fast alle großen Held\*innen-Geschichten, egal aus welcher Zeit und Region sie stammen, einem ähnlichen Schema folgen – dem Monomythos: Ein Held (selten auch eine Heldin\*) wird durch eine schicksalhafte Begegnung aus dem Alltag gerissen, findet eine\*n Mentor\*in, stellt sich Gefahren und Feinden, erlebt einen Tiefpunkt und schafft es (im Fall eines Happyends) schließlich doch zu siegen und kehrt als weiserer Mensch zurück. Eine »äußere Reise als physisches Abenteuer neben der inneren Verwandlung als psychische Entdeckung«. Vgl. El Ouassil & Karig, 2021, S. 23f. In diese Erzählschablone eingebettet werden dann meist ›Narrative‹ von Rivalität, Rache, Rettung, Coming-of-Age-, Underdog- oder Liebesgeschichten. Vgl. ebd., S. 52ff.

3 Vgl. ebd., S. 260, 266ff.

4 Vgl. ebd., S. 240.

›Klimawandel‹<sup>5</sup>. Auch wenn es sich dabei um ›Märchen‹ handelt bzw. um auf falschen Tatsachen beruhende Erzählungen, entfalten sie eine schädliche und oft tödliche Wirkung.

Daher ist es naheliegend, wie die Autorin und der Autor, zu fordern, dass wir andere, neue Geschichten erzählen oder auch die Strukturen der Geschichten selbst ändern sollten. Sie sind mit dieser Forderung nicht allein, viele ›Transformations-Forscher\*innen‹ und Aktivist\*innen (wie z. B. Harald Welzer oder Maja Göpel) betonen oft, wie wichtig es sei, dass sich eine neue Kultur entwickelt und wir uns neue Geschichten erzählen, insbesondere in Hinblick auf die Klimakatastrophe, die einen gesellschaftlichen Wandel dringend nötig macht. Nur bleibt dabei oft unterbelichtet, warum die Inhalte unserer Kultur und der Geschichten, die wir uns erzählen, überhaupt entstanden sind, Verbreitung finden – und andere nicht. Weil viele Denker\*innen, die sich einen gesellschaftlichen Wandel wünschen, solche Fragen kaum oder nur oberflächlich stellen, bleiben ihre Forderungen nach neuen positiven Geschichten und Utopien oft nur gut gemeinte Appelle, aber ohne größere Wirkung.<sup>6</sup>

Mit Sicherheit wird sich keine Zukunft entwickeln ohne visionäre Erzählungen. Jede soziale Transformation wird stets von Geschichten, Behauptungen und Glaubensbekenntnissen begleitet, gerechtfertigt und manchmal auch angetrieben. Aber ob unsere neuen Lieblingsgeschichten und Utopien zu den wirklich einflussreichen zählen werden oder nicht, liegt nicht in unserer Macht allein.

El Ouassil und Karig fragen am Ende ihres Buches: »Was, wenn wir uns selbst zu Protagonisten einer epischen Erzählung – unserer Erzählung – machen? Was, wenn wir als Menschheit auf einer Heldenreise sind? [...] Was ist das große Ziel?«<sup>7</sup> Diese Fragen legen nahe, die Menschen könnten tatsächlich so etwas wie Protagonist\*innen und gleichzeitig Autor\*innen ihrer eigenen Geschichte werden, Held\*innen, die ihr Schicksal in die Hand nehmen. Natürlich genießen Menschen eine enorm große Freiheit im Denken und Handeln. Den-

5 Ein Begriff, der suggeriert, es handele sich um einen natürlichen Prozess.

6 Und im schlimmeren Fall sogar gefährlich: Im »Namen von Utopien wurden schon viele und grausame Kriege geführt«, stellt Christina von Braun fest. »Dagegen wurde noch nie ein Krieg im Namen der Skepsis geführt.« Braun, 2012, S. 441.

7 El Ouassil & Karig, 2021, S. 471.

noch findet unsere Freiheit in einem ›Rahmen des Möglichen‹ statt. Sie wird durch biologische oder soziale Prozesse (und viele mehr), aber vor allem auch durch kulturelle Techniken erst ermöglicht und daher ebenso begrenzt.

Wenn wir meinen, wir könnten uns einfach ein Ziel für die Menschheit ausdenken, ist das trotz guter Absicht daher etwas übermütig. Als wären alle möglichen bisherigen Mythen, Geschichten oder Kulturformen ohne jeglichen Hintergrund und willkürlich von irgendwem ausgedacht und zufällig verbreitet worden. Niemals war das der Fall.

Warum haben die Geschichten, die wir uns erzählen, diese Inhalte und nicht andere? Warum verbreiteten sich plötzlich so drastische Geschlechterrollen? Warum fingen Menschen in der Antike an bestimmten Orten an, einen einzigen unsichtbaren Gott anzubeten, und andere entwickelten neue Formen der Philosophie? Hatte das eventuell etwas mit der Erfindung einer neuen Schrift zu tun? Warum kam es im 15. Jahrhundert zur Reformation im Christentum und zur Verbreitung der protestantischen Lehre, spielte dabei etwa die Erfindung des Buchdrucks eine Rolle?

Oder warum glauben Menschen, sie können sich einfach Geschichten ausdenken und damit die Welt grundlegend verändern? Ist das nicht eine ziemlich christliche Idee: dass am Anfang das Wort ist, aus dem die Welt hervorgeht?<sup>8</sup> Was aber, wenn das nur *eine* Geschichte ist und der Verlauf der Geschichte in Wahrheit viel stärker von ganz anderen Faktoren bestimmt wird, wenn die Geschichten, die wir uns erzählen, selbst nur märchenhafte Erklärungen sind für die Erfahrungen, die wir oder unsere Vorfahren im Umgang mit bestimmten Techniken machten?

Eine der ersten technischen Errungenschaften der Menschheit war das Feuer. Heute gehen Forscher\*innen davon aus, dass der vordere Hirnteil, der unter anderem für Planung und vorausschau-

<sup>8</sup> Ja, wenn wir meinen, wir könnten eine bessere Welt einfach aus uns selbst, aus der Fantasie heraus in die Welt bringen, ist das im Grunde eine recht christliche Vorstellung: Die Welt könnte aus dem Wort entstehen wie in der Schöpfungsgeschichte des Neuen Testaments. Eine Idee, die vom Schöpfen und Formen der Welt begeistert ist; doch hat dieser Schöpfungsübermut nicht gerade zum desaströsen Zustand der Erde beigetragen? Und steckt dahinter nicht auch die Hoffnung auf eine erlösende Geschichte, die uns selbst schon Erlösung bringt, wenn wir nur an sie glauben?

endes Denken zuständig ist, erst nach der Erfindung des Feuers so groß werden konnte. Das Feuer ermöglichte unseren Vorfahren eine höhere Energiedichte in der Nahrung aufzunehmen und so dem Gehirn eine bessere Energiezufuhr, die schließlich dessen Vergrößerung möglich und nötig machte.<sup>9</sup>

Die nächste kulturtechnische Revolution war die Landwirtschaft: der Ackerbau und die Viehhaltung. Sie veränderten das Verhältnis der Menschen zu ihrer Mitwelt und auch untereinander grundlegend. Besonders die Geschichte, dass Menschen kein Teil der Natur sind, sondern ihr überlegen, entstand gleichzeitig mit der Erfindung der Landwirtschaft und führte zur – bis heute wirksamen – Unterscheidung von Kultur und Natur. Wo Menschen sich zuvor als Teil der Natur begriffen, nomadisch durch die geteilten ›Jagdgründe‹ zogen und abhängig vom Gedeihen der anderen freien Lebewesen waren, fanden sie sich plötzlich in einer Position wieder, in der sie Pflanzen und Tiere nicht nur finden und töten, also bestenfalls deren Lebensende bestimmen konnten, sondern nun auch über ihren Lebensbeginn, ihre Entwicklung, ihre Ernährung und schließlich durch Zucht sogar über ihre artspezifischen Eigenschaften verfügen konnten. Gleichzeitig wurde die ungebändigte Natur zunehmend zur Bedrohung für die eigene Zucht. Diese musste vor der Wildnis geschützt werden; ebenso vor der inneren ›Wildnis‹, in welche die beherrschten Tiere, aber eben auch das menschliche Selbst zurückzufallen drohten. Diese Herrschaft der Kultur über die Natur wurde wiederum auf Hierarchien zwischen den Menschen übertragen: Frauen, Sklaven und später andere rassifizierte Menschen wurden stets auf der Seite der Natur verortet, die von einer zivilisierten Kultur geordnet werden musste.<sup>10</sup> Die Beziehung der Menschen zu ihrer Umwelt und zu sich selbst hat sich also in der Folge der neuen Technik ›Landwirtschaft‹ fundamental verändert.

Und wenn wir vom Einfluss der Technik und der großen Geschichten auf uns sprechen, darf natürlich auch nicht vergessen werden, dass selbst das Erzählen (von Geschichten und Mythen) eine Technik,

<sup>9</sup> Vgl. Neurowissenschaftlerin Maren Urner im Interview bei Jung & Naiv, Folge 522, ab Minute 28.

<sup>10</sup> Abgesehen vom Antisemitismus, der nicht (nur) nach diesem Schema verläuft und Juden teilweise als überlegen und vergeistigt fantasiert.

eine Kulturtechnik ist.<sup>11</sup> Erst die syntaktische Sprache ermöglichte es den Menschen, »zu antizipieren, Überlegungen anzustellen und verbal auf Erfahrenes zurückzugreifen«. Wir können darüber sprechen, was geschehen ist, uns so gemeinsam an Erlebtes erinnern und im besten Fall weitergeben, was wir daraus gelernt haben. »Mithilfe von Grammatik und Tempora können wir aber auch über die Zukunft spekulieren und darüber sprechen, was sein könnte.«<sup>12</sup>

Nicht *was* wir erzählen, sondern zunächst, *dass* wir erzählen, war also der entscheidende Schritt in der Evolution. Es wurde möglich, Überlegungen abstrakt miteinander zu teilen und in Eventualitäten und Fiktionen zu denken und komplexere kausale Zusammenhänge zu diskutieren. Ohne die Technik der Sprache: keine Geschichten, keine Mythen und Welterklärungen. So banal dieser Punkt ist, so grundlegend ist er aber auch. Denn auch die Form unserer Sprache selbst prägt die Inhalte, die wir in ihr entwickeln. So zeigen sich zum Beispiel in verschiedenen Sprachräumen starke Unterschiede in der jeweiligen Wahrnehmung von Gegenständen – je nachdem, ob diese ein weibliches oder männliches Pronomen tragen. Deutschsprachige Menschen benutzen etwa zur Beschreibung einer Brücke »stereotypisch feminine Zuschreibungen: Die Brücke ist ›schön‹ oder ›elegant‹. Eine spanische Person charakterisiert die Brücke eher mit stereotypisch maskulin konnotierten Wörtern: Die Brücke ist hier ›stark‹ oder ›lang‹.«<sup>13</sup> Kurz: Es ist von Gewicht, mit welchen Sprech- und Denktechniken wir denken.<sup>14</sup>

Schließlich sind aber auch die großen Ideologiegebäude, die Religionen und Welterklärungen, selbst Kulturtechniken im weiteren Sinne, die bestimmte soziale Funktionen übernehmen, zum Beispiel den Zusammenhalt sichern oder Herrschaftsstrukturen stabilisieren (ob diese uns nun gefallen oder nicht). Auch sie folgen somit keiner erzählerischen Willkür, sondern konkreten Anforderungen und Abhängigkeiten in komplexen sozialen und semantischen Systemen.

11 Auch Samira El Ouassil und Friedemann Karig schreiben, dass das »Erzählen von Geschichten noch vor dem Feuer, dem Rad und der Waffe unser wichtigstes Werkzeug« ist. (El Ouassil & Karig, 2021, S. 79.)

12 El Ouassil & Karig, 2021, S. 84.

13 Ebd., S. 149; Boroditsky / Schmidt / Phillips, 2003, S. 65–71.

14 Angelehnt an Marilyn Strathern: »Es ist von Gewicht, mit welchen Ideen wir andere Ideen denken.« (1992, *Reproducing the Future*, S. 10; zit. in: Haraway, 2018, S. 53.)

Doch lassen wir all das einmal beiseite und versuchen, uns eine schöne neue Welt, eine Utopie für eine bessere Zukunft auszudenken. Ist das überhaupt möglich, ohne in irgendeiner Weise auf Technik Bezug zu nehmen? Müsste sich nicht selbst eine ›Steinzeit-Utopie‹ negativ auf die unerwünschten Folgen der Technik berufen, um sich selbst zu rechtfertigen? Lehnen wir Technik generell ab und träumen von kleinbäuerlicher Autonomie, oder können wir uns doch eine Welt vorstellen, in der die technischen Möglichkeiten eine flächendeckende gerechte Versorgung mit Energie und Zugang zu den Medien für alle Menschen bereitstellen? Welche alternativen Narrative wir uns auch ausdenken, sie sind grundlegend von den kulturtechnischen Möglichkeiten bedingt, sodass der Blick auf diese Techniken fast bedeutender scheint als die konkreten Narrative selbst. Unser Verhältnis zu Technologie prägt unsere Wunschvorstellungen der Zukunft.

Selbst die Forderung nach neuen Geschichten ist das Ergebnis einer technisch wissenschaftlichen Analyse der Probleme der aktuellen technisch-kulturellen Zustände. Ja, allein ob und wie wir die Begriffe ›Natur‹, ›Nachhaltigkeit‹ oder ›gutes Leben‹ auffassen und in unsere Erzählungen einbinden, hängt maßgeblich von unserer kulturellen und technischen Prägung ab. Mehr noch: Ob wir uns überhaupt Utopien ausmalen, ist davon abhängig, ob unsere kulturellen Techniken eine solche Fokussierung auf eine (erlösende) Zukunft, also eine linear fortschreitende Zeit mit Anfang und Ende, nahelegen. Wie gleich zu lesen sein wird, ist dies ein Phänomen der Schriftkultur.

Welche Erzählungen sich am Ende durchsetzen, hängt also auch davon ab, welche Techniken sich durchsetzen. Menschen bringen Kulturtechniken hervor, dafür brauchen sie Fantasie und Erfindungsgeist. Doch auch anders herum bringt Technik immer wieder ›neue Menschen‹ hervor, neue Geschichten und neue Fantasien. Technik und der Inhalt, der mit ihr produziert wird, beeinflussen sich gegenseitig. Kein Mozart ohne Notensystem, keine Moses ohne Alphabet.

Im griechischen Wort für *Kunst* ist diese Verwurzelung der Inhalte, Bilder und Geschichten in der sie hervorbringenden Technik noch sehr deutlich: *téchne*. Der alte griechische Kunstbegriff bezog sich genau wie das lateinische ›ars‹ auf alles, was ›künstlich‹ ist, was Menschen kulturell und sozial produzieren – im Gegensatz zu allem was schein-

bar ›natürlich‹ und ›gegeben‹ ist. In diesem Sinne ließe sich eine noch allgemeinere Verschwörungstheorie erarbeiten: zur ›Verschwörung der Kunst‹. Ein Gedanke, den ich immer wieder aufgreifen und schließlich im vorletzten Kapitel vertiefen werde. Hauptsächlich wird sich dieser Text aber – auch wiederum seiner Form entsprechend – vor allem mit abstrakten Zeichen, mit Schrift und ihrer Wirkmacht auf die Menschheit befassen, weil sie aus meiner Sicht von allen Kunst-Techniken die stärkste Wirkung entfalten. Die (Er-)Findung der Schriftzeichen ist eine bis heute andauernde Revolution.

## Die Macht der Schrift

»Ich möchte wissen [...] was eigentlich in einem Buch los ist, solange es zu ist«<sup>15</sup>, wundert sich Bastian Balthasar Bux in der *Unendlichen Geschichte* von Michael Ende. Nun, dort passiert sicherlich nicht all zu viel. Der Text allein führt kein Eigenleben. Nichtsdestotrotz ist der Inhalt von Briefen und Büchern aber da, auch wenn ihn kein Mensch liest. Andernfalls würde er ja wie mündlich transportierte Geschichten, die keiner mehr erzählt, verschwinden.

Angenommen, wir finden auf dem Dachboden eines alten Hauses eine Schachtel mit Dokumenten. Wir beginnen zu lesen, es handelt sich um die Korrespondenz zweier Liebender. Wir erfahren, dass sie seit Monaten getrennt sind, weil der Geliebte vor den Nazis flüchten musste. Immer tiefer versinken wir in den Gefühlen der Schreibenden, in ihrer Sprache und ihren Geheimnissen, aber auch in den Beschreibungen der historischen Zustände. Es ist, als werfe die Vergangenheit einen Schatten in die Gegenwart, der uns ahnen lässt, dass da Wesen waren, die diese Schatten erzeugten, auch wenn sie bereits womöglich tot sind oder zumindest nicht mehr ›wie damals‹ lebendig. Anders als zum Beispiel die ausgegrabenen Knochen eines Tyrannosaurus rex verraten uns die Schriftzeichen nicht direkt etwas über die Körper der Schreibenden. Dafür erzählen sie uns von ihrem Geist, ja, sie sind selbst Teile der Geister derer, die sie verfasst haben. Einige ihrer Gedanken sind zumindest in den Briefen konserviert. Natürlich sind

<sup>15</sup> Ende, 1979, S. 16.

es nur Buchstaben, nur Teilchen auf einem Blatt Papier. Aber diese Teilchen befinden sich eben nicht im Chaos, sondern in einer ganz gezielten Anordnung, der wir Sinn entnehmen können.

Wir könnten die Inhalte alter Hieroglyphen, Dokumente oder Briefe gar nicht entziffern, wenn sie nicht eine eigene Realität hätten, die eben über die rein physische Existenz der Materialien Papier und Tinte hinausgeht. Und genau dieser Eindruck, es hier mit einer anderen Form der Realität zu tun zu haben, muss die Menschen, die historisch zum ersten Mal mit Schrift ›in Kontakt kamen‹, schwer erschüttert haben. (Auch wenn die Schrift nicht plötzlich in Steintafeln vom Himmel fiel, sondern sich natürlich kulturell entwickelt hat.)

Die griechische Schrift, in der dieser Text verfasst ist, ist das erste Alphabet, das jeden Laut unserer Sprache als Zeichen darstellt. Statt jedem Gegenstand ein eigenes Symbol zu geben (ein Symbol für Fisch, ein Symbol für Tisch, ein Symbol für frisch usw.), zerlegt es die Sprache selbst in ihre einzelnen Bestandteile und ermöglicht so ein sehr einfaches Zeichensystem, das wesentlich leichter zu erlernen ist, als eine Unzahl von Zeichen, die jeweils ganz bestimmte Dinge darstellen – wie beispielsweise im Fall der chinesischen Piktogrammschrift, die aus 50.000 Zeichen besteht.<sup>16</sup> Dagegen sind die 26 Zeichen des Alphabets ein Kinderspiel.<sup>17</sup>

»Erst die Entwicklung von phonetischen Schriften stellt eine genaue und ausnahmslose Parallele von mündlicher und schriftlicher Kommunikation her«<sup>18</sup>, stellte Niklas Luhmann fest. Und diese Parallelität von mündlicher und schriftlicher Kommunikation erlaubte es

<sup>16</sup> In einigen Quellen ist sogar von bis zu 100.000 Zeichen die Rede.

<sup>17</sup> Das griechische Alphabet ging ursprünglich aus dem semitischen bzw. phönizischen Schriftsystem hervor und führte eine entscheidende Erweiterung ein: Es zeichnete auch die Vokale auf, während die semitische Schrift nur über Zeichen für die Konsonanten verfügte. (Alle heutigen Alphabet-Schriften leiten sich in irgendeiner Weise von der semitischen Schrift ab.) Ein geschriebenes Wort in einer Konsonanten-Schrift kann durchaus verschiedenste Wörter darstellen und muss daher im Kontext erkannt werden, weil ihm teilweise entscheidende Vokale fehlen. ›Tt‹ könnte zum Beispiel Tat, Tot, Tote oder Tito bedeuten. Somit sind Konsonanten-Schriften näher an die mündliche Aussprache gebunden, an eine sinngebende Vervollständigung; als reiner Text bleiben sie unvollständig, nur ein Teil der Sprache wird in körperlose abstrakte Zeichen übersetzt. Mehrdeutigkeit und Dissens waren daher in diesen Schriften formal angelegt. Das änderte sich aber mit dem griechischen Alphabet, es ›versprach‹ eine präzisere und eindeutige Aufzeichnung des Sinns.

<sup>18</sup> Luhmann, 1998, S. 279.

nun der Schrift, sich von der mündlichen Sprache zu ›emanzipieren‹: Sie stand jetzt neben ihr, um nicht zu sagen: über ihr. Die Sprache, die zuvor nur als Aus-Sprache funktionierte, also an Mäuler und Ohren gebunden war, wird nun aus dem Körper genommen und dem Auge unterworfen. Die Zeichen lösen so Ideen und Geschichten vollends von den sterblichen Leibern ab und verewigen sie auf dem Papier. Niedergeschriebene Gedanken können ›überleben‹, selbst wenn der oder die\* Verfasser\*in längst tot ist. Diese Fähigkeit rückte die Schrift in einen nahezu übermenschlichen Bereich. Es verwundert nicht, dass der Text im Vergleich zum gesprochenen Wort seither höher bewertet wird und in seiner Aussagekraft und Glaubwürdigkeit dominiert: ›Wer schreibt, der bleibt‹.

Das hat auch ganz praktische Vorzüge: Die Schrift funktioniert wie ein »selbstgemachtes Gedächtnis«. <sup>19</sup> Das bringt der Schriftkultur einen Vorteil gegenüber der mündlichen Kultur, die auf die ständige Wiederholung von Inhalten angewiesen ist, wenn diese erhalten werden sollen; auf Reime und Rhythmen, welche es erleichtern, die Geschichten im Kopf zu behalten. Die Erinnerungen und Erzählungen sind auf die Kapazitäten einzelner Gehirne beschränkt. Das ›verdammte‹ die mündlichen Kulturen gewissermaßen zum Konservatismus – sie müssen viel Zeit in die ›Bewahrung‹ von überliefertem Wissen oder von Geschichten stecken. <sup>20</sup> Verschiedene Versionen und Interpretationen einer Geschichte erschweren die Erinnerung, daher werden mündliche Erzählungen im Zweifelsfall meistens ›umgedichtet‹ oder andere Versionen einfach nicht mehr erzählt und somit vergessen. Schriftdokumente hingegen müssen gezielt vernichtet werden, soll Geschichte umgeschrieben werden, ansonsten ist Papier geduldig. Es ist kein Problem, mehrere Versionen einer Geschichte aufzubewahren. Schriftkulturen sind daher geradezu zum Zweifel verdammte: Der schriftliche Text muss anders als das gesprochene Wort »mit kritischeren Einstellungen, mit der Kenntnis anderer Texte und mit Zeit für Kritik rechnen«. <sup>21</sup> Wo Gedanken sich ›zeitlos‹ auf dem Papier betrachten lassen, da lassen sich auch leicht Ergänzungen, Fortführungen oder neue Versionen hinschreiben. Die

19 Ebd., 1998, S. 271.

20 Vgl. Braun, 2018, S. 92.

21 Luhmann, 1998, S. 276.

Freiheit, auch mal anders zu denken, Gedanken weiterzuentwickeln, ist größer, weil das Schriftmedium das Gedächtnis erweitert und eine größere Vielfalt von Positionen abbilden kann.

Doch die Schrift ermöglichte nicht nur die vielfältigere Reflexion von konkreten Inhalten, sie ermöglichte durch ihre Form auch eine Reflexion des Denkens selbst: Das Denken wird dem optischen Sinn, der Beobachtung zugänglich. Oder wie der Philosoph Georg Simmel es auf den Punkt bringt: Schrift ist »objektiv gewordener Geist«.<sup>22</sup>

Wir können durch die Schrift wie aus der Sprache »heraustreten«. Orale Kulturen hingegen, »die gewissermaßen in der Sprache ›schwimmen«, können die umgebende Flüssigkeit nicht benennen noch ihre Wirkmacht beschreiben.«<sup>23</sup> Die Form der Sprache bleibt unsichtbar, was dazu verleitet, »das Wort selbst für den Sinn zu nehmen«.<sup>24</sup> Begriff und Gegenstand waren eins, die Welt ein Prozess voller lebendiger Dinge und vielfältigster Erscheinungen. Doch mitten durch diese magische Welt wurde von der Schrift ein Schnitt gezogen: Sie machte es offensichtlich, dass zwischen den Zeichen und den bezeichneten Dingen ein Unterschied besteht. Zwischen Schein und Sein, zwischen einem Wort und dem Gegenstand, auf den es verweist. Denn nun waren die abstrakten Begriffe selbst zu etwas Sichtbarem und Gegenständlichem geworden. Die Kommunikation, die zuvor unsichtbar war, ließ sich auf dem Papier beobachten – »in einem anderen Wahrnehmungsmedium, im Medium der Optik«<sup>25</sup> und ermöglicht damit »Beobachtungsweisen höherer Ordnung«<sup>26</sup>, stellt Luhmann fest. Wir können unsere Gedanken nun außerhalb unseres Inneren beobachten und so leichter Distanz zu ihnen eingehen. Schriftkultur begünstigt Selbstreflexion. Das Aufschreiben wird daher auch im therapeutischen Rahmen eingesetzt. Gedanken, die einmal aufgeschrieben sind, müssen wir nicht mehr mit uns »rumtragen«, sondern können sie in den Papierkorb werfen oder eben auch: zur Seite legen. Wir können sie zumindest auch mal loslassen, ohne befürchten zu müssen, sie dadurch zu verlieren. Schrift erzeugt

22 Simmel, 2009, S. 728.

23 Braun, 2018, S. 93.

24 Luhmann, 1998, S. 256.

25 Ebd., S. 255.

26 Ebd., S. 278.

also eine Distanz zu den in ihr verfassten Gedanken, sie macht Geist auf diese Weise erst als etwas vom Körper Verschiedenes sichtbar.

Die Nutzung der Schrift hat aber nicht nur zur Folge, dass wir Sprache auslagern und somit anders beobachten können, sie nimmt auch direkten Einfluss darauf, wie wir sprechen: Die allgemeine Alphabetisierung im 18. Jahrhundert hatte zur Folge, dass die Schrift ›flächendeckend‹ zurück auf die mündliche Sprache wirkte. Von nun an sprach man, »wie man schrieb und umgekehrt«. <sup>27</sup> Zu beobachten ist diese Tendenz bis heute in Deutschland, wenn auch die letzten regionalen Dialekte dem ›Hochdeutsch‹ weichen; oder auch bei Wörtern und Wendungen, die dank der neuen Kommunikationsmedien aus anderen Sprachen eingeführt werden. Wobei es bedeutsam ist, dass diese Einführung (oft) medial erfolgt, also über die Schrift oder AV-Medien. <sup>28</sup> Diese Rückwirkung der Schrift auf die Sprache wird als »Sekundäre Oralität« bezeichnet – als »eine Mündlichkeit, die durch die Schrift hindurchgegangen ist und von ihr gestaltet wurde«. <sup>29</sup> Der Effekt ließe sich auch als ›internalisierte Schriftlichkeit‹ bezeichnen. Das Zeichenhafte wird zur innigsten ›Natur‹. Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, wie wirkmächtig die Schrift ist: Wenn sie sich darauf auswirkt, wie wir sprechen, hat sie auch Auswirkungen darauf, wie wir denken, eben weil die Sprache selbst eine so innige und psychische Technik ist.

## Geldzeichen

Neben dem Alphabet ist auch das Geld eine Form der Schrift, ein Zeichensystem, das die Philosophie und das Denken der Menschen stark geprägt hat. Geld ist im Wesentlichen kein physischer Gegenstand, kein Material, sondern ein Informationsmedium, das über Knappheit und den Wert von Gütern informiert. Bereits die ersten Geldformen waren Schriftstücke, auf denen Werte vermerkt waren, Münzen folg-

<sup>27</sup> Braun, 2018, S. 102; Luhmann: »Buchdruck und Schulunterricht an Hand gedruckter Texte erfordern eine Uniformierung der Sprache. Seit dem 16. Jahrhundert entstehen Nationalsprachen, die bald darauf ein politisches Nationalisierungsinstrument werden und mehr und mehr das Latein als Sprache der Wissenstradition ersetzen.« (Luhmann, 1998, S. 295.)

<sup>28</sup> AV-Medien sind auch als sinnliche Formen der Schrift zu betrachten; dazu mehr im Kapitel VIII.

<sup>29</sup> Vgl. Braun, 2018, S. 102, 333.